

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 3. September 1822.

106

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Scenen aus deutscher Vorzeit.

Von Caroline Still.

(Schluß)

Doch wie zur Strafe, daß sie der nicht freue, raubt ihr das Schicksal früh des eignen Daseyns Glanz. Ihr welkte früh der Schönheit reiche Fülle; des ersten Söhnleins Seyn entwendet ihr die Blüthe. Zwar blieb ihr Anmuth noch und zarte Huld der Mienen; doch war's nicht mehr die schöne Kaiserinn.

Da kam zu Hof ein wunderlieblich Fräulein, der Kaiserinn verwandt und hohen Hauses. Wer sie gesehn, rühmt' ihre seltne Schönheit, und eh' sie nahte, hatt' Herr Heinrich schon von ihr vernommen. Neugierig harrt' er auf die Wunderblume; doch als sie endlich kam, als er sie nun gesehn, da wollt' ihm lange nicht der eine Blick genügen, und stets auf's Neu' verlangte er sie zu sehn, die ihm so hold, wie keine je, erschienen.

Nicht lange weilt' am Hof Mathildis (also war' des Fräuleins Name) obgleich, umringt von Freud' und Jugendlust, sie gern noch wär' geblieben. Als sie nun schied, da dünkt's Herrn Heinrich öd', als sey sein Liebstes ihm hinweggezogen. Er ging zu seiner Hattburg — die gab ihm freundlich Wort und sanfte Rede; doch nicht die Augenlust, nicht muntre Scherze, wie sie Mathildis lächelnd konnte geben.

Bald ward er unmuthsvoll. „Wie?“ fragte er dann sich selber, „sie pass' in's Kloster nicht, so sprach ich einst von Hattburg? Sie paßt in's Kloster ganz, und nirgends, als in's Kloster. Und Unrecht war's von mir, ihr den Beruf zu stören.“

Und immer öfter kam ihm der Gedanke; und gern malt' er sich's aus, wie manches fromme Werk in klösterlicher Still' er wohl gehindert, und ob's nicht Zeit noch sey, das Unrecht zu vergüten? — Und, heimlich hoffend, daß Herr Eberhard ihm beystimm', wandt' er an ihn sich einstmals mit der Frage: „ob's Pflicht wohl sey, von Hattburg sich zu scheiden?“ Doch der sandt' ihm zurück ein Brieflein kurzen Inhalts:

„Wo Hattburg lebt, sie lebt zu Gottes Ehre. Und wo sie Gutes thut, ob dort im Kloster, ob auf dem Thron, das mein' ich, ändert nichts bey'm Rechnen mit dem Himmel. Und überhaupt, mein Fürst, ein Blümlein nicht zu brechen, weil's andern schon bestimmt, das fänd' ich billig; doch, wenn u's gebrochen, wegzumerfen dann das Blümlein, das werd' ich nimmer recht und löblich nennen.“

„Wie weltlich der's auch nimmt!“ so rief Herr Heinrich, als er das kurze Wörtlein hatt' gelesen. Nun fragt' er viele kluge Leute. Da klang die Antwort anders. Der ahnte bald den Grund der schnellen Neue; der gab sein Wort im frommen Eifer. Bey weit die Mehrzahl stimmte für die Scheidung; und als zum dritten Mal der Neumond kam, da ward Frau Hattburg heimgesandt in's Kloster.

Wohl wünschte sie ein Wort, ein frommes Wort, vorher mit ihrem Herrn zu sprechen; doch der verweigerte, sie noch zu sehn. Nur von dem Söhnlein ward der Abschied ihr gestattet, und der war hart und bitter, ach! so bitter, daß fast der Starcken Kraft wär' drob erlegen.

In's Kloster ging sie gern. Gleich doch die Welt für sie jetzt weitem Meere. Das Schiff, das sie geführt, war ihr zerschlagen: wohl mochte sie ein stilles Eiland suchen, das Schutz ihr sey vor sturmbewegten Wellen.

Das stille Eiland ward ihr Glaub' und Liebe. Ein fromm Gebet, ein Werk der Mild' und Güte, — so fand sie Stärkung in den schwersten Tagen. Sie murrte nicht, sie war im Schmerz so still, wie eh'mals in der Freude. Und heil'ge Engel schauten lind herab, und hauchten Kühl' in ihres Herzens Wunde.

Nicht lang' indeß, so war Herr Heinrich Bräutigam der schönen Mathild, und eh' der Sommer schied, zum zweyten Mal vermählt. Hoch lobert auf Herrn Ehrhardt's Zorn ob dieser Kunde, war er gleich sonst von ruhig gleichem Sinn. Er mied auf lang' des Kaisers Angesicht; und als er endlich kam auf vieles Fordern, da fragt' er ernst und kurz in erster Stunde: „Als Ihr mich damals fragtet ob der Scheidung von Frau Hattburg, habt Ihr da mich, habt Ihr Euch selbst betrogen?“

Da senkte sich zum zweyten Male Heinrichs Auge vor dem Herzog, als muß' er unwillkürlich sagen: „O stärkrer Freund! was ich vermocht, du hätt'st es nie gekonnt!“ Doch in des Kaisers Brust war jetzt schon Hochmuth; er zürnte fast dem eignen treuen Auge, das noch, wie sonst, der Seele Spiegel war. Gewaltsam zwang er sich, den Blick zum Herzog zu erheben, und sprach mit schwankend ungewissem Wort: „Nun denn! wenn Ihr so ernstlich fragt, vielleicht das letzte. Daß mir Bedenken kam ob meiner Ehe mit Frau Hattburg, das fühlst' ich wohl; wo her es mir gekommen, hab' ich nicht ergrübelt. Sie ist im Kloster jetzt zufrieden, wie ich höre. Laßt die Vergangenheit denn ruh'n; die Gegenwart ist hold.“

So sprechend eilt' er, ihm Mathilden vorzustellen, die eben eintrat in's Gemach. Und, o wie stark ist holder Frauen Anmuth! auch Eberhard, der strenge, ward jetzt milder, begreiflicher schien ihm des Freundes Unrecht; um ihretwillen strebt' er's zu verzeihn; allein vergessen konnt' er's nie, und wo ein Unfall je den Kaiser traf, er dünkte ihm gerechte Tüging.

Doch manches Jahr noch stoh dahin in lichter Glanze; gern schien das Glück auf Heinrichs Bahn zu weilen. Im Kriege Ehr' und Ruhm, daheim die schönste Gattinn, von seinen Söhnen bald umblüht, noch beyder Ältern Freude. Allein in späterer Zeit traf Vatersorge hart den Kaiser, weil Frau Mathildens Liebe Unheil ward den Knaben, die sie verzog in blinder Bärtlichkeit. Absonderlich den zweyten — er hieß Heinrich — \*) ihr Ebenbild an Schönheit und an Anmuth. Vergebens warnte sie ihr Herr; sie konnte nicht dem thör'gen Herzen wehren, und weibisch und verzärtelt ward ihr Liebling. Frau Hattburgs Sohn hingegen, Namens Tankmar, der war kühn und trohig. Er fühlte früh des Vaters sträflich Unrecht, und dem schien's oft in unruhvollen Stunden, ein Rächer wach' ihm auf in diesem Knaben.

Doch, was ihm Finstres ahnte, er erlebt' es nicht, vom Tod' ereilt in blüh'nder Manneskraft. Ein fährlich Übel warf ihn hart darnieder, und er, dem man ein eisern Leben zugetraut, er fühlte bald die Nähe seines Endes.

Jetzt trat Frau Hattburg's Bild vor Heinrichs Seele, und Neue nagt' an der beklemmten Brust. Und als ihm's nah und näher kam zu sterben, sandt' er ein Brieflein ihr durch einen seiner Diener, d'rin er sich schuldig nannt' in Schmerz und Demuth, Verzeihung flehend und ein fromm Gebet.

Gern einmal noch die theure Herrinn schauend, die höher noch und edler jetzt ihm schien, reicht' ihr den Brief der Bote ehrerbietig schweigend. Doch sie erkennt' ihn schnell, und reicht' ihm holden Worts die Hand zum Gruß; dann tief bewegt den Brief entfaltend, und starken Sinn's, jedoch umsonst, mit der Bewegung kämpfend. Doch als sie weit und weiter nun gelesen, da erstarb ihr Kampf; wohl durfte ja des Freundes letztes Wort sie rühren. Noch einmal reichte sie mit tiefem Ernst die Hand dem Boten, und in ihr heilig stilles Aug' trat eine Thräne: „Bringt eurem Herren meinen letzten Gruß,“ so sprach die fromme Frau, und sagt, „ich fleh' für ihn um Kraft und Muth im Sterben. Er hat mir manchen frohen Tag geschenkt, mir dann auch Heil gebracht durch tiefen Schmerz. Jetzt ist es still in meiner Brust; ich hab' ihm nichts mehr zu verzeihen.“

Ein Friedensengel, kehrt heim der Bote. Noch oft muß' er die sanften Worte wiederholen, die nie genug Herr Heinrich hören konnte. Und horchend noch auf ihre milden Klänge, entschlief der Held zu fleckenloser Hoheit.

Mathilde rang mit tiefen, heißen Schmerzen, und als sich spät und matt ihr Geist erhoben, da hoffte sie im Herzen ihrer Söhne auf einen Stab, der treu sie stützen möge. Doch ach! sie hofft' umsonst; sie fand für ihre Liebe, die Schwäche oft gewesen, nur ein kalt Erwiedern. Bald tadelten die Söhne laut der Mutter Weise, die mild und mitleidsvoll, doch übertreibend, in übermäß'gen Spenden weggab reiche Habe. Mathilden kränkt' empfindlich solcher Tadel, sonst frommt' er nichts, sie wollt' auch nichts d'rum ändern. Da riethen ihr die Söhne zürnend, kalt und bitter, in Klosterstill' ihr Leben zu beschließen; und ach! auch Heinrich rieth's, der Vielgeliebte. Das war ihr hart vor allen andern Schmerzen; sie schied jetzt gern, begehrend nur das Kloster frey zu wählen, wo sie, vom Undank fern, mög' ihre Tage enden.

\*) Zubenannt der Schöne.

Und als sie nun die Zuflucht still erkoren, und schmerzvoll kam, sie suchend bey der Abatissinn, o heil'ger Gott! da trat hervor Frau Hattburg.

Bleich wie der Tod sank Frau Mathilde nieder. „Ich that Euch schmerzlich weh!“ rief sie mit Thränen. „Ich störte Euch der Ehe stillen Frieden. Ach! ich war stolz auf Kaiser Heinrichs Minne. Verzeiht! verzeiht! mein Schicksal straft mich hart.“

Da sprach Frau Hattburg, sie erhebend, sanft und milde: „Ich kenn' eu'r Voos; o hofft bey uns auf Frieden, und baut nur fest auf meine Schwester treue. Hat doch ein hoher Held geliebt uns beyde; ein großes Herz uns beyde sein genannt! So laßt uns dann den ernstestn Weg zum Grabe vereint jetzt gehn in Demuth und in Liebe.“

Und treue Stütze ward sie der Verlassnen, so wie sie Stütze war ringsum für Nah' und Ferne. Mathilde starb die frühere von Beyden; und als sich spät auch Hattburg's Auge schloß zum Schlummer, da war ein Schmerz nur in der weiten Gegend, und leis', im Nachhall ihres Lebens, tönt's im Kloster: der Frauen Kraft ist Glaube nur und Liebe.

### Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, im July 1822.

\*\* Unsere Theaterfreunde hatten in diesen Tagen Gelegenheit zu einem recht erfreulichen Vergleich zwischen zwey jungen Künstlerinnen, die kurz nach einander unsere Bühne durch ihre Gastspiele belebten. Ich meine, die in diesen Notizen schon vielfach besprochene Mad. Neumann, und ein bisher uns noch unbekanntes Talent, Dlle. Lindner, vom Theater zu Frankfurt am Main. Beyde traten fast in denselben Rollen auf, und beyde genossen eines ausgezeichneten Beyfalls. Ohne unserer Seits hier eine Parallele ziehen zu wollen, begnügen wir uns, in die Darstellungen der Letzteren etwas genauer einzugehen, da diese bey Ihnen vielleicht noch nicht so bekannt seyn möchte, als das allgemein geschätzte Talent der Mad. Neumann. Leider hatten wir nur sehr kurze Zeit das Glück, Dlle. Lindner zu besitzen, und zwar wurde sie uns, wie es scheint, eben wegen ihrer Vorzüglichkeit, so schnell wieder entrisen; die Frankfurter Direction muß sie wohl für unentbehrlich halten, da selbst die mächtigste Fürbitte von Seiten unserer Intendantur sie nicht bewegen konnte, den Urlaub der vortrefflichen Künstlerinn noch um einige Wochen zu verlängern. So waren es denn nur fünf Vorstellungen, in welchen sie Gelegenheit hatte, den Reichthum ihrer wirklich seltenen theatralischen Gaben zu entwickeln, allein schon Eine wäre hinlänglich gewesen, sie als etwas ganz Vorzügliches zu bewähren. Wer in die kleine Rolle der Susette in den „Rosen des Hrn. v. Malesherbes“ so viel Natur, so viel wahre Kunst, und so viel rührende Unschuld legen konnte, wer dieß ziemlich gewöhnliche Stück, durch eine ganz neue Auffassung und vortreffliche Darstellung, in den Augen des Zuschauers fast zu einem Goetheschen Idyll erheben konnte, der kann auch noch mehr, und das Dlle. Lindner mehr kann, bewies sie in jeder ihrer folgenden Rollen. Ein kleines, hier mit ihr zuerst erschienenenes Stück, „die Proberollen“, zeigte sie uns in den verschiedensten Charakteren, die sie alle so tief auffasste und so glücklich wieder gab, daß wohl Jeder hier gleich die Künstlerinn vom ersten Range erkannte. Welche unverkennbare, treffende Wahrheit in den Darstellungen des sentimentaln Landfräuleins, der Bäuerinn und der Jüdin! wie ergezlich die durch nichts zu irritirende Süffisance des poetischen Fährrichs, und die antike Förmlichkeit der alten französischen Gouvernante! Wahrlich, Dlle. Lindner schöpft in ihren Darstellungen nicht bloß die oberflächliche Außenseite der Charaktere ab; sie dringt in die Tiefe des Inneren ein, sie fühlt, was sie darstellt, und gibt uns den Menschen, wie er aus der Hand der Natur kommt, nicht

angestrichene Puppen von keinem Lebenshauch besetzt. Herzlich muß ich es jetzt bedauern, daß ich ihre Darstellung der Louise in „Cabale und Liebe“ versäumte! Wer konnte aber auch ahnen, daß ein so glänzendes Meteor nur so kurze Zeit an unserem Horizont verweilen, so schnell vorüberziehen würde? Auch in dieser Rolle ward ihr, wie an jedem der wenigen Abende, an denen sie sich zeigte, der ausgezeichneteste Beyfall zu Theil. Die „Talentsprobe,“ ein den Proberollen ähnliches kleines, aber weit weniger geistreiches Stück (es ist längst gedruckt), worin *Mlle. Lindner* ihre Vielseitigkeit von neuem bewährte, ging mir aus denselben Gründen leider! dies Mal auch verloren, und so hatte ich nur noch einmal Gelegenheit, mich des seltenen Genusses, eine wahre Künstlerin bewundern zu können, zu erfreuen. Diese ihre letzte Gastrolle, *Suschen*, in dem „Bräutigam aus Mexico“ von *Clauven*, war aber auch der Triumph ihrer Kunst. Zu lautem und immer lautere Beyfall wurde das überraschte Publicum, durch das rührend einfache, und doch so kunstvolle Spiel der *Mlle. Lindner* hingerissen. Auserungen eines wahrhaften Enthusiasmus unterbrachen sie fast bey jeder schönern Stelle ihrer Rolle, und der oft wiederholte Ruf, „hier bleiben, wieder kommen!“ der ihr, als sie nach dem Stück hervor gerufen ward, entgegenschallte, drang gewiß einem Helden, der sie diesen Abend gesehen und bewundert hatte, aus dem Herzen. Nach Beendigung des Stückes ward ihr noch eine gewiß seltene, ja vielleicht unerhörte Auszeichnung zu Theil; sie wurde nämlich, wie eines unserer Blätter erzählt, beim Ausgang des Theaters auf freyer Straß mit lauten Verfallsbezeugungen empfangen, und eine jauchzende Menge, die ihren Wagen umringte, rief ihr Glückwünsche und Abschiedsgrüße zu. Höchst gerührt, mit thranenden Augen, empfing die junge Künstlerin diese seltenen Huldigungen. Möge sie sie immer mehr und mehr verdienen und auf der Bahn der Kunst fortschreitend, das Ziel der Vollendung, dem sie so nahe steht, erreichen! Die liebenswürdige Bescheidenheit, die jede ihrer Worte und Bewegungen begleitet, wird nicht wenig dazu beitragen, und herzlich werden wir uns freuen, mit eigenen Augen recht bald die Fortschritte, die sie unfehlbar noch immer in der Kunst machen wird, verfolgen zu können.

Ein anderer Gast, der kürzlich bey uns erschien, ist *Hr. Anschütz* vom Burgtheater zu Wien. Der Ruf verkündete uns in ihm einen ausgezeichneten Künstler; in wie fern er sich hier als solcher bewährt hat, will ich nach den zwey Rollen, in welchen ich ihn sah, nicht zu beurtheilen wagen; so viel aber ist gewiß, daß er sich hier eines getheilten Beyfalls zu erfreuen hatte, obgleich er nach dem Schluß des Stückes jedes Mal hervorgerufen wurde. Er trat als *Don Gutierre* im „Arzt seiner Ehre“ auf, und wir bewunderten an ihm eine schöne Heldengestalt und eine kraftvolle, wohlklingende Stimme; sein Spiel aber — genügte dem Kenner nicht; das häufige starke Betonen der Worte, die unangenehmen Verzerrungen des Gesichts, die er fast jeden Augenblick practicirt, machten einen störenden Eindruck. Abgesehen davon daß Gestalt und Alter des *Hrn. Anschütz* sich nicht für die Rolle des *Sigismund* im „Leben ein Traum,“ worin wir ihn zuletzt sahen, eignen, so traten auch jene eben gerügten Verstöffe hier so sehr hervor, daß sie jeden angenehmen Eindruck, den sein kräftiges Organ und sein stellenweis sehr gelungenes Spiel hätten machen können, merkbar verwischten. *Mad. Anschütz* soll als *Thecla* im „Wallenstein“ durch ihr schönes Äußere und sentimentales Spiel sehr gefallen haben, doch höre ich, daß sie mit ihrer letzten Gastrolle, *Suschen* im „Bräutigam von Mexico,“ weniger glücklich war.

Im Gebiet der Oper drängen sich die neuen Erscheinungen nicht so, als im redenden Schauspiel; eine junge Sängerin, *Mad. Werner* vom Leipziger Theater, war fast die Einzige, die es versuchte, unsere jetzt fast sämmtlich abwesenden Operistinnen zu ersetzen. *Mad. Seidler* ist schon seit einigen Wochen in Wien, *Mad. Milder* (war!) in dito, und *Mlle. Eunike* gebraucht die Heilquellen zu Ems. Der „*Frenschütz*“, der auf diese Art für einige Zeit ruhen zu müssen schien, wurde nun durch *Mad. Werner*, die in der „*Agathe*“ auftreten wollte, wieder aus seinem kurzen Schlummer erweckt. Ob *Mad. Werner* Recht hatte, in dieser Lieblingsrolle unserer *Seidler* aufzutreten? ich glaube nicht! unfehlbar würde sie besser gethan haben, gleich das erste Mal die Vergleichung mit dieser ausgezeichnet reizenden Sängerin zu

vermeiden. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß Mad. Werner eine angenehme Theatererscheinung ist, und daß sie es nicht verschmäht, auch neben dem Gesang, dem Spiel einige Aufmerksamkeit zu schenken; hingegen hat ihre in manchen Tönen recht angenehme Stimme, oft etwas sehr scharfes, schneidendes Grelles, das unangenehm in's Ohr fällt. Daß sie die Parthie fast ganz unverzerrt sang, wie sie vom Componisten vorgeschrieben ist, kann man nur loben, da sich die Parthie der Agathe offenbar zu dergleichen nicht eignet, obgleich die gelinden Läufe und niedlichen Triller sich in dem hübschen Munde der Mad. Seidler recht artig machen.

Ich steige jetzt von den Bretern der Bühne direct in's Orchester hinab, um Ihnen dort zwey neue Mitglieder desselben zu präsentiren, die Gebrüder Bohrer sind mittelst eines königlichen Befehls engagirt. Viele wollen diese Vermehrung unseres Musikchors, dem es nicht an verdienten und ausgezeichneten Mitgliedern fehlt, für unnöthig erklären; wenn aber, wie es heißt, dadurch ältere Rechte nicht beeinträchtigt und so manche brave Künstler, die wir besitzen, nicht zurückgesetzt werden, so dürfte dieß Engagement in jeder Hinsicht nur ein Gewinn für unser Theater seyn.

Die Gnade Sr. Maj. bewährt sich uns täglich neu; wohin man blickt, in und um unsere Stadt, sieht man nützliche Einrichtungen und Bauten, und wenn ich hier, nach meinem letzten Briefe, schon wieder auf dieß Thema zurückkomme, so geschieht dieß, weil man wirklich täglich neu die Wohlthaten dieser gnädigen Vorliebe unsers Monarchen erfährt. So ist so eben durch den ganzen Thiergarten ein grand tour von Chaussees angelegt worden, und diese schöne Zierde des schönen Berlins, die bisher in vielen Theilen durch den tiefsten Sand fast unzugänglich war, ist nun endlich zu einem Park und zu Spazierparthien umgeschaffen worden, wie sie wenig europäische Städte aufzuweisen haben. Über die förmliche Eröffnung des scherzweise wohl sogenannten, auch in diesen Berichten schon erwähnten Palais royal hoffe ich Ihnen nun auch bald einmal erzählen zu können, denn der Ausbau rückt rüstig vorwärts, und ich habe in der That auch schon eine Weisung darin bemerkt, Etablissements, die jetzt täglich in Berlin sich vermehren, so daß ein Unbewandelter auf vergrößerten Reichthum schieben würde, was der Bewanderte nur dem leider! täglich wachsenden Luxus zur Last legt. So hat auch ein bereits früher hier etablirter Kaffeeirth unter den Linden jetzt ein sg. Café royal eröffnet, das an Eleganz, an äußerer und innerer Pracht wirklich sich mit ähnlichen Etablissements in Paris messen kann. Überhaupt zeigen sich dem Beobachter täglich neue Symptome von einem erwachsenden Leben in Berlin, Leben in Hinsicht auf Volkstreiben, Industrie, Concurrnz, Großstädterey gesagt. Gehen Sie nur jetzt unter den Linden spazieren! Da finden Sie ein „Café national,“ ein „Café royal,“ ein „Café du Commerce,“ ein Wachfigurencabinet, das durch ausgestellte furchtbare Frazen und ekelerregende Gruppen den schaugierigen Pöbel lockt, an allen Bäumen Anschläge von Theater, den wilden Thieren, die eine holländische Familie so eben zeigt, von einer großen Riesenschlange, die gewiß auch nächstens nach Wien kriechen wird, u. s. w., und wer nun gar Abends alle jene, und viele andere ältere Etablissements, in denen nach guter, heimischer Sitte Weißbier getrunken und unendlich geschmaucht wird, hell erleuchtet sieht, der mag sich wohl einen Augenblick unter südlichem Himmel und in einer größern Hauptstadt dünken! Bey solcher sich eben gestaltender Physiognomif Berlins ist es ein glücklicher Gedanke vom lithographischen Institut, daß es unter dem Titel „Leben und Weben in Berlin,“ Steinzeichnungen herausgeben will, die die Aufgabe lösen sollen, welche der Titel bezeichnet. Das erste Heft in sechs Blättern ist erschienen, und wenn auch noch größere Vollendung zu wünschen bleibt, so ist uns doch der Versuch, eben als erster, sehr erfreulich, und auch unsere Wiener Leser werden gewiß mit Ergehen mehrere dieser Platten betrachten. Es fehlt nur noch ein geistreicher Commentar, aber freylich — die geistreichen Commentatoren des Volkslebens sind nicht auf allen Ecken zu finden. Auffallend ist es, daß, bey dem vielgepriesenen und wirklich bewährten Wohlreichthum unserer niedern Volksclasse, doch die Berliner Schriftsteller so ganz arm an Wiz und Geist sind! Unsere Zeitschriften — ohne ihrem inneren Werth hier zu nahe treten zu wollen — liefern mit wenigen Ausnahmen für diese Behauptung allwöchentlich neue Beweise, und eine neue Zeitschrift, die ganz ausdrücklich sich dem

Wiß und der Laune widmet, und wenn wir nicht irren „Neues Magazin der Laune“ heißt (wir fanden sie in irgend einem jener obigen Etablissements, scheint auf's Neue zu bewähren, was wir eben aussprachen, obgleich frenlich sie nicht mit höhern Ansprüchen auftritt, als der „Beobachter an der Spree“ und andere zur Belustigung der Niedern zusammengeschriebne Wochenschriften. Wir wollen nun abwarten, was das neue Theater bringen wird, das ja auch absichtlich zur Erholung und Erheiterung erbaut werden soll, und sich also nur mit einem ansehnlichen Magazin von Wiß und Geist versehen mag. Von den Männern, die, wie es heißt, bis jetzt an der Spitze des Unternehmens stehen, ist nichts zu erwarten. Der früher in diesen Correspondenzen bereits Genannte, der eigentliche Besitzer des Privilegii, ist kein in artistisch-literarischer Hinsicht bewanderter Mann, sondern ein Israelite, der sehr wohl gethan hat, aus der ganzen Sache eine Handelspeculation zu machen, und sie einem Erbschauspieler unserer Bühne, Hrn. V e t h m a n n, gegen annehmliche Bedingungen zu cediren. Dieser sucht nun, wie es verlautet, Actionärs und es soll sogleich, wenn die gehörigen Fonds beisammen sind, mit dem Bau begonnen werden. Wie viel Schwierigkeiten sind aber bis dahin, wie viel mehr sind von dann an zu besiegen! Glück auf!

### M a n c h e r l e y.

Das, auf dem Leopoldstädter Theater gegebene, einactige Lustspiel: Nummer Siebenhundert sieben und siebenzig, ist die kleine französische Oper: La Maison en loterie, Musik von Alexander Piccini, deren in verwichenem Jahre zu verschiedenen Malen in d. Z. in den Skizzen aus Paris gedacht worden ist. Der französische Text ist ursprünglich ein Lustspiel gewesen und von Scribe zu einer Oper umgearbeitet worden. Dieser Umstand spricht sowohl für den Werth des Originals, als des daraus verfertigten Singstücks. Alles trug in Paris dazu bey, die Aufführung desselben interessant zu machen, der allerliebste Text, die sehr zweckmäßige und gefällige Musik und das Spiel Perlet's in der Rolle des Schreibers Rigaudon. Wahrscheinlich hat der deutsche Übertrager nicht nach dem Operntexte, der, unsers Wissens, nie gedruckt worden ist, sondern nach dem ursprünglichen Lustspiele gearbeitet und ohenein von dem Seinigen hinzugethan, denn wir stoßen auf Längen, welche sich weder in der Oper, wie obnehin von einem Scribe nicht zu erwarten steht, noch auch im Originale befinden. Die Idee, daß ein Loterietos, welches aus einer Hand in die andere gegangen ist, am Ende gewinnt und daß dann die früheren Besitzer über ihre Entäußerung desselben in Verzweiflung gerathen, ist eben nicht originell, aber die Personen sind in recht wirksame dramatische Handlung zu einander gesetzt. So hat die hiesige Aufführung gefallen, obgleich das genre, welchem die Schauspieler des Leopoldstädter Theaters zugethan sind, und zugethan seyn müssen, sich durchaus nicht für das eigentliche Lustspiel eignet. Ule. B e n d a predigt das Dienstmädchen ab, als wäre es eine der Feen, deren Darstellung ihr bey diesem Theater obliegt; Hr. S c h u s t e r selbst macht aus dem spitzbüßischen Schreiber einen süßlichen Gecken, dessen Worte mit seinem Benehmen in stetem Widerspruche stehen. Sein Spiel hat gar keine Farbe. Hr. K o r n t h e u e r, als Notar, wäre vortrefflich, wenn ein Notar, selbst der kleinsten Landstadt, außer mit Bauer und Bürger, nicht auch mit der höhern Classe Verkehr hätte und folglich sich anders geberden lernen müßte, als, zum Beyspiele, der Hr. von Frenndumm in der See aus Frankreich. Das Stück gehört nicht auf das Leopoldstädter, sondern auf das Burgtheater.

Der Hauptallee im Prater, welche prächtig genannt werden muß, ob sie gleich aus Kastanienbäumen besteht, droht der Tod: viele Bäume sind schon völlig abgestorben, eine Menge anderer kränkeln sichtbar. An mehreren Stellen des Glacis, besonders zwischen dem Rothenthurm und dem Stubenthore, welche mit Kastanienbäumen besetzt sind, bemerkt man dieselbe Erscheinung. Es ist uns unbekannt, in welcher Ursach die hiesigen Sachkundigen dieses Ereigniß suchen; wir, die wir nur aus der bloßen Erfahrung einige allgemeine forstwissenschaftliche Ideen abstrahirt und diese hernach im Wege der Blumen- und Gartencultur erprobt oder verworfen haben, glauben, den Grund in

der Erhöhung des Erdreichs zu finden, welche erst seit kurzem in den Aënen des Praters und auf dem Glacis vorgenommen worden zu seyn scheint. Je dicker und stärker ein Baum wird und je mehr Nahrung er folglich bedarf, je näher müssen die Wurzeln, welches die Lungen der Pflanzen sind, an der Oberfläche des Bodens liegen, um die atmosphärische Luft, besonders den Sauerstoff derselben, einzuathmen. Geschieht die Erhöhung des Erdreichs, nachdem der Baum schon eine Reihe von Jahren gestanden und folglich zu einer bedeutenden Stärke gediehen ist, so wirken die Folgen viel nachtheiliger, als bey einem jungen, erst eben gesetzten Baume, der sich, durch den in ihm wohnenden bedeutend größeren Wachsthum, nach und nach wieder zu heben und in die gehörige Richtung, welche seine Wurzeln in Verhältniß mit der Oberfläche des Bodens einzunehmen haben, sehen kann. Die Erfahrung zeigt übrigens, daß der obere Theil der Wurzeln aller bedeutend dicken Bäume, welche durchaus gesund sind, entblößt an der Oberfläche des Bodens liegen. Das einzige Mittel, jene Bäume zu retten, bestände in der Abtragung des Erdreichs; eine bloße Erniedrigung desselben, um den Baum herum, wird ohne alle Wirkung seyn.

Nina, Nanny, Nannerl, Nanette hat bey jeder Vorstellung mehr Beyfall auf dem Leopoldstädter Theater erhalten. Von Handlung und Plan ist zwar in dieser Posse nichts zu finden, eben so wenig, von der Darstellung irgend einer positiven Wahrheit aus dem menschlichen Leben, diesem einzig denkbaren und zu billigenden Zwecke eines Volkstheaters, denn die Befehung eines Eifersüchtigen (hier eines Kaffeesieder's), welche ohnehin nur als Episode behandelt ist, fängt an, auf diesem Theater trivial zu werden. Die einzige originale Idee, welche aber nicht original, sondern aus dem Unsichtbaren (einem Producte, welches wir nicht kennen) entlehnt ist, besteht darin, daß dieser eifersüchtige Kaffeesieder, Puff mit Namen, welcher sich hat unsichtbar machen lassen, um seine Frau zu belauschen, im Augenblicke, wo man dieser auf eine verstellte, aber sehr eindringliche Weise zu gefallen strebt, sich auf das Zauberwort, welches ihn wieder sichtbar machen soll, nicht besinnen kann und in Verzweiflung bey dem Gedanken geräth, daß seine Frau, die ihn, nach seiner Meinung nicht sieht, zu weit gehen möge. Aber, es sind aus der Wirklichkeit aufgegriffene Einzelheiten darin, welche um so mehr amüsiren, als sie in ihrer Art vortrefflich dargestellt werden. Ule. Huber, dieser weibliche Potier, bringt mit jedem ihrer erstemporirten Späßchen, so passiv und absichtslos hingeworfen, daß man glauben sollte, niemand bemerkte sie, eine allgemeine Sensation hervor. Sie ist zwar weniger unruhig auf der Bühne, als ihre übrigen Mitspieler (die H. Schuster und Korntheuer, besonders letzterer, ausgenommen); ihrer Bewegungen sind aber immer noch zu viel. Wollte sie doch einmal versuchen, in jeder Scene auf einem und eben demselben Platze stehen zu bleiben, es würde ihr gewiß gut stehen! Hr. Korntheuer, als alter Junggeselle Jeremias Schlecker, ist, so wie er ist, unsrer Meinung nach, unverbessertlich. Er nuancirt an mehreren Stellen vortrefflich. Hr. Schuster, als Kartennmacher Blümel, ist allerdings zu loben, daß er nicht übertreibt; aber der haut goût, welchen dergleichen Darstellungen haben müssen, und welcher keineswegs einerley mit Caricatur ist, mangelt ihm. Was er als verkleidete Köchin gibt, ist allerdings genießbarer, aber immer noch nicht piquant genug. Ul. Ennöckl scheint das Portraitiren nicht zu lieben, denn sie zeigt uns eine Kaffeesiederinn, wie sie innerhalb der Linien von Wien wahrscheinlich nicht vorhanden seyn dürfte. Wir würden sie ohne Bedenken der belle Limonadière des Café des Milles-Colonnes zu Paris vergleichen, tränke nicht Frau Anna, wie sie selbst sagt, um den Consommateurs den Punsch zu versäuern, mit ihnen aus einem Glase und ließe sie sich nicht ein Glas Eis zahlen, ob es gleich der Gast nicht bekommen. Dergleichen Freheiten nehmen sich die Pariser Wirthinnen wohl in einem öffentlichen Hause, aber nicht in einem öffentlichen Kaffeehause.

Herausgeber und Redakteur: J. h. Schickh.

Wodrukt bey Anton Strauß.